

Romain Rolland : die Leoniden

Autor(en): **Züricher, U.W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **19 (1929)**

Heft 5

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634883>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

So ist unseres Erachtens der Versuch des Verfassers gelungen, ein Werklein sowohl für die Schule als auch für das Elternhaus zu schaffen, das beide vereint in der Liebe zur schönen, einzigartigen Heimat. Ortsansässige und auswärtige Gemeindebürger werden denn sicherlich gerne zu diesem Buche greifen, um ein wertvolles Andenken an ihren Heimatort zu besitzen.

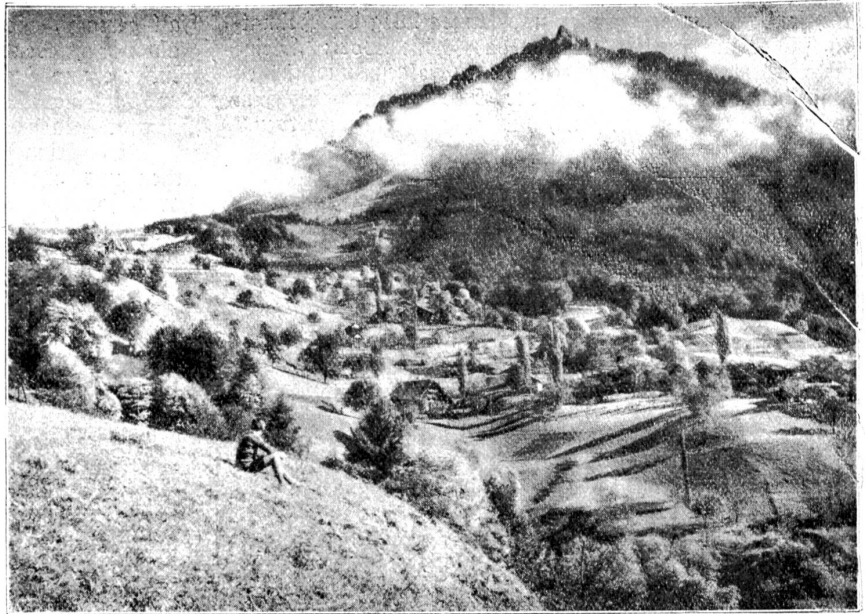
W. B.

Romain Rolland: Die Leoniden.

Romain Rolland ist einer der bewußtesten überationalen Geister unserer Zeit und zugleich einer, der so im Menschlichen verankert ist, daß er eine Höhe kennt, die über den Klassenkämpfen liegt, so wenig er diese freilich ignoriert, und so sehr er beständig bestrebt ist, sie zu verstehen. Er kennt sehr wohl die üblichen Schlagworte, daß man zuerst mit seiner Familie und dann mit seiner Nation und dann erst allmenschlich verbunden sein müsse, und daß man keine dieser Stufen überspringen dürfe; oder jenes andere, die das nicht ausgesprochene Parteinehmen in den Klassenkämpfen als verächtliche Neutralität und als opportunistisches, in allen Lagern sich einschmiegendes Gebaren bezeichnet. Alle jene, die so sprechen, und denen das Wort Menschheit angeblich Brechreiz macht und als Phrase erscheint, wissen nicht, daß es eben so etwas wie ein ewig menschheitliches Grunderlebnis gibt, das aller Nationen-, Klassen- und auch Familienverbundenheit übergeordnet ist und diese Gruppenbindungen nur insofern als maßgebend anerkennt, als sie dem ideellen Allgeschehen sich unterordnen und es fördern.

Wenn nun ein Mensch wie Rolland neutral ist, „au-dessus de la mêlée“, so heißt das nicht, daß er als gleichgültiger Olympier keine Partei nehme, wohl aber daß er eine Stellungnahme zu Gunsten einer Partei einnimmt, deren Glieder in allen sogenannten Parteien und Völkern zerstreut sind, daß er einen Kampf für alles Starke, Freie, Eifrige, Mutige und Menschlichgute führt, unbekümmert unter was für Fahnen und Bekleidungen es auftritt. Dieser Geist zeigt sich sowohl in seinen Aufsatzsammlungen (au-dessus de la mêlée. — Les Précurseurs) wie in seinen großen Romanen, wie in seinen Einzeldarstellungen (Michelangelo, Händel, Beethoven, Tolstoi, Gandhi, Goethe und Beethoven) und auch in der bei uns vielleicht am wenigsten bekannten Seite seines Schaffens, seinen Dramen. Von einem, das mich auf einer winterlichen Malreise nach den milden Gestaden des südlichen Frankreichs begleitete, möchte ich berichten. Auf den vom blauen Meer umspülten trozigen Felseninseln von Syères, sowohl wie in der weichen Luft der geschichtlich und landschaftlich so eindrucksvollen Provence, beschäftigte mich sein Inhalt, und war ich so vielleicht für das Starke sowohl wie für das Zarte des französischen Geistes besonders empfänglich. Es heißt: „Les Léonides“*) und spielt in der Schweiz, in Solothurn im Jahr 1797, ein Jahr vor dem Einzug der Revolutionsarmee in Bern. Solothurn war bekanntlich lange Zeit der Sitz der französischen Gesandtschaft, und diese unmittelbare Berührung mit Paris ist weder architektonisch noch gesellschaftlich ohne Einfluß auf die Jurastadt geblieben. Mit Solothurn war also französisches Milieu gegeben und zugleich genügend Abstand von Paris, um die Ereignisse aus Distanz zu sehen.

*) Romain Rolland: „Les Léonides“. Verlag Albin Michel. Rue Suggens 22, Paris.



Wiler-Oberhufen mit Spitze Stuh. (Zu Dr. H. Schaefer-Nis: Sigriswil, eine Heimatkunde.)

Hauptpersonen sind ein französischer Adliger, ganz ancien régime, Royalist, vornehm, Revolutionshasser; aber resignierter Landschaftschwärmer und Erbauer des schönen Weges zur Einsiedelei, natürlich Flüchtling, und sein Gegenspieler, ein ehemaliger Jakobiner und Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, jetzt aber auch verfolgter Flüchtling, ehrlich, begeistert; aber wie der andere ganz im Bann seiner Meinungen. Außerste Rechte und äußerste Linke plagen aufeinander. Scheinbar ist keine Brücke da, wie das Leben in der Regel auch nicht gleich eine zeigt. Sie ist doch da. Beide haben Kinder. Der Adlige einen Sohn, der Jakobiner eine Adoptivtochter: Beide körperlich und geistig wohlgeratene Menschen, die Gefallen aneinander hätten, aber deren Liebe an den Meinungen, an den Vätern zu scheitern droht. Die eigentliche Brücke, die Veröhnung, und damit das Glück der jungen, unbelasteteren Generation, bildet der wirkliche Sohn des Jakobiners. Dieser ist eine jener rührenden jungen Franzosengestalten, die ab und zu bei Rolland auftauchen: kränklich, übersensitiv, alles sehend, alles erlebend, voll seelischer Anmut, voll frühen endlosen Leides und am rauhen Leben zugrunde gehend. Ein Verwandter Oliviers im Jean-Christophe. Dieser Junge, der im Lauf des Stückes stirbt, hat die entsehlliche Jugend eines Revolutionskinds hinter sich. (Ich mußte an die heute heranwachsende russische Jugend denken.) Bis zur Flucht nie aus den Straßen von Paris herausgekommen, Mord, Greuel, Gewalttat im zartesten Alter auf Schritt und Tritt begegnend, dadurch frühreif, skeptisch, müde und gequält vom Lebenshunger derjenigen, die wissen, daß sie sterben werden, bevor sie gelebt haben. Der gewinnt das Herz des Prinzen und öffnet ihm die Augen, daß die junge Generation Gefahr läuft, an den Konflikten der alten das Lebensglück zu verlieren. So schließen sich über dem Grabe des Knaben die Hände der Feinde. Daß beide überhaupt zur leidenschaftlichen Hingabe an ihre Ideen fähig waren, das ist ihr Einigendes. Eine Hauptzene spielt nachts im November zur Zeit der Leonidenschwärme. Und angefichts der in die Nacht hinausgeschleuderten leuchtenden Goldkörner, fühlen sich die Verbannten gleich den Sterntrümmern ins Weite gestreut, vielleicht um in allen Enden der Erde Zeugnis von ihrem Blut und ihrem Denken abzulegen. Ins Weite, nach Amerika, gehn auch die Jungen, um dort mutig und unbelastet von geschichtlichen Unlösbarkeiten ein neues Leben zu beginnen. Als der junge Graf zu seiner Geliebten sagt, daß er ihr nicht die Ruhe und das Glück des Herdes bieten

könne, sondern nur den rauhen und langen Weg der Heimatlosen, findet das mutige Mädchen das schöne Wort: „Meine Füße werden nie müde werden, dir zu folgen, und mögen sie mit den deinen im Staub der Erde wandern bis zum Tag, wo wir beide uns auch mit ihm vereinen werden.“



Romain Rolland.

Als groteske, kleinstädtische Karrikatur des großen Geschehens in Paris wirken die Konflikte in der Solothurner Bürgerschaft und die Komödie mit der Durchreise Napoleons.

Ueber dem ganzen Stück liegt viel von der Wehmut eines Menschen, der seiner Idee gelebt und dafür von dem Land, dem er doch von seiner Kindheit an verbunden ist, mit kalter Ablehnung und Feindschaft behandelt wurde. Man weiß, wie sehr das bei Rolland der Fall war, weil er sich vom ersten Tag des Krieges an, und freilich auch schon vorher, zum Vorkämpfer einer neuen, die nationalen Gegensätze überwindenden Zeit machte. Wie sehr die Liebe zu Frankreich trotzdem in ihm lebt, zeigt dieses Stück. Es zeigt aber auch den Willen und den Glauben daran, daß unüberwindlich scheinende Gegensätze doch überbrückt werden können. Darum sollte das Stück überseht und auch bei uns gespielt werden. U. W. Züricher.

Als ich noch jung war . . .

Als ich noch jung war . . . das ist das Wort der Eltern. Ich gestehe, ich habe es auch schon gesagt. Der Einleitung folgt meist eine Schilderung der eigenen Anspruchslosigkeit, der Folgsamkeit, der Strenge der Eltern, kurz, man verfällt auf das recht billige Mittel, sich auf Kosten der heutigen, verdorbenen Welt einen Glorienschein umzulegen. Oder ist's nicht so, ihr Eltern? Haben wir's nicht alle schon versucht, wenn unsere Vorstellungen bei den heranwachsenden Kindern kein Gehör mehr fanden und sie, koste es, was es wolle, eigene Wege betraten? Natürlich hatten wir recht, denn so wie unsere Kinder haben wir's auf keinen

Fall gemacht, aber vielleicht so, wie uns unsere Eltern damals vorschrieben? Erinnern wir uns, bitte: Hat nicht die Mutter einmal in wilder Verzweiflung vom Aeltesten gesagt: Der setzt seinen Kopf durch und wenn er ihn einrennen sollte! Er rennt geradewegs ins Unglück und will nicht hören! Ja, ja, solche Erinnerungen sind ganz heilsam für uns. Sie lernen uns nicht nur erkennen, daß wir auch keine Engel waren, sondern, was noch viel wichtiger ist, daß eben viele Wege nach Rom führen und nicht jeder auf die gleiche Manier selig wird.

Wo der Kern eines Sohnes oder einer Tochter gut ist, da darf und muß man ganz sicher ab und zu nachgeben, da muß man ihnen die Verantwortung für ihre Handlungsweise überlassen. Wenn wir das tun, so wird das Kind in seinem Selbstbewußtsein und Ehrgefühl gestärkt und wird alles daran setzen, sein Unternehmen zum guten Ende zu führen. Bedenken wir doch: Im Jungen lebt weder Vaters noch Mutters Wille und Geist, sondern ein ganz eigener, von Gott geschenkt. Gottlob ist das so, sonst müßte ja ein Stillstand in der Entwicklung, eine allgemeine Degeneration eintreten. Und das Kind muß diesem, seinem Willen gehorchen, sonst ist es nicht ein Mensch, ein werdender Charakter, sondern eine Drahtpuppe in den Händen seiner Eltern.

Wie viele Beispiele kennen wir, wo die ganze Jugendkraft, ja die ganze vielversprechende Existenz eines Sohnes durch den Starrsinn seines Vaters gebrochen wurde! Ich nenne nur eines: Da war ein hochintelligenter, musikalisch und zeichnerisch begabter Knabe. Sein größter Wunsch war es, zu studieren. Er hatte aber einen auf seine Dogmen so veressenen Vater, daß er wegen eines kleinen Jungenstreichs, trotz Protest der Lehrer aus dem Gymnasium genommen und in eine Lehre gesteckt wurde. Dort schliefen nach und nach seine jugendlichen Träume ein, er wurde ein Handwerker und lebt heute, wohl genährt, aber geistig zurückgeblieben, das Leben eines Spießbürgers.

Solche Beispiele ließen sich Hunderte aufzählen. Natürlich kommt auch das Gegenstück des erwähnten Falles vor, daß ehrgeizige Eltern ihren Sohn mit aller Zwängerei studieren lassen wollen, trotzdem dieser Bauer oder Handwerker werden will. Das gibt dann die ewigen Studenten, die Karrikaturen der Gelehrten, die weder Fisch noch Vogel sind und die es immer noch, auch in Amt und Würden, mit aller Macht hinauszieht in Feld und Wald oder irgendwo hinein in eine Werkstatt mit zischendem Hobel und ratternden Maschinen.

Wenn man doch bedenken wollte, daß es ein ewig bestehendes Naturgesetz ist, daß die Karten gemischt, die Stände durcheinander geschüttelt werden, daß heute der Sohn eines obersten Magistraten hinter den Pflug gehen möchte und derjenige der Tagelöhnerin nichts Höheres und Ertragswerteres kennt als das Studium! Das zu bedenken möchte ich allen Eltern empfehlen, deren Kinder sich im kommenden Frühjahr für den einzuschlagenden Lebensweg entscheiden müssen. Helft und ratet, steht treu zur Seite, aber zwingt nicht und verliert auch den Glauben ans Gelingen bei Euren Kindern nicht! Dann werdet ihr ihnen am meisten helfen, etwas Rechtes zu werden! -a-

Unser Herz.

Unser Herz ist eine Harfe,
Eine Harfe mit zwei Saiten,
In der einen jauchzt die Freude,
Und der Schmerz weint in der zweiten.
Und des Schicksals Finger spielen
Rundig drauf die ew'gen Klänge,
Heute frohe Hochzeitslieder,
Morgen dumpfe Grabgesänge.

Peter Rosegger.